



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Hugo: Englands Achillesferse

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Englands Achillesferse

Don Hugo Bartels



iele Jahrzehnte lang haben die Briten als Muster politischen Verständnisses gegolten. Gewiß haben die führenden Schichten des britischen Volkes ein hohes, bei uns unerreichtes und, unseren verschiedenen Verhältnissen entsprechend, unerreichbares Maß politischer Schulung. Aber diese Schulung, so nützlich sie ist, kann doch nur die taktische Seite politischer Betätigung betreffen. Wirkliches politisches Verständnis erfordert einen Staatsmann und wirkliche Staatsmänner, die die Aufgaben ihrer Zeit klar zu erkennen vermögen, sind überall und zu allen Zeiten dünn gesät. England macht darin keine Ausnahme und die großen Erfolge, die es in der Welt gehabt hat, ergaben sich auch zum Teil aus der Gunst seiner Lage und der Gunst der allgemeinen Verhältnisse.

An großen, die Sinne blendenden Schlagworten fehlt es auf der britischen Insel nicht. Wenn man den Konservativen oder — wie sie sich mit Vorliebe nennen — Unionisten glauben will, so müßte für das gesamte britische Weltreich, England eingeschlossen, eine herrliche Zeit anbrechen, wollten sie die Regierung übernehmen. Ein Schutzollsystem soll ihnen ermöglichen, alle Kolonien mit dem Mutterlande zu einem Zollverein, zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete zusammenzuschließen, das für Großbritannien selbst den Vorzug haben würde, der Arbeitslosigkeit abzuhelpfen, die Einfuhr fremder Erzeugnisse zu beschränken und obendrein Geld in den Staatsfädel zu bringen, ohne das Leben zu verteuern; der Ausländer würde die Einfuhrzölle bezahlen.

An Verheißungen also ist kein Mangel, und selbst wenn man allen Wahlköder abrechnet, bleibt noch genug übrig, um dem Briten den Mund wäffrig zu machen. Wenn man aber die Unterlagen des Planes, die Art seiner möglichen Ausführung und die voraussichtliche Wirkung näher betrachtet, erheben sich so große Bedenken, daß man zweifeln muß, ob denn in der Partei, die den Schutzoll befürwortet, wirklich staatsmännische Fähigkeit zu finden ist. Immer und immer wieder wird das Beispiel Deutschlands herangezogen, das durch den Zollverein und seine Schutzölle aufgeblüht sei. Doch nirgends wird die Frage aufgeworfen, ob denn die Verhältnisse überhaupt vergleichbar seien, ob ein über

alle Breiten und Himmelsstriche sich erstreckendes Kolonialreich wie das britische nach derselben Weise behandelt werden könne wie die nur durch künstliche Grenzen getrennten, doch denselben Wirtschaftsbedingungen unterworfenen Staaten, die im Deutschen Reiche zusammengefaßt sind. Ebensovienig untersucht man ob die sonstigen Verhältnisse des Erwerbslebens so gleichartig sind, daß ähnliche Mittel auch ähnlich wirken müssen.

Der imperialistische Gedanke des allbritischen Zollvereins soll hier nicht weiter verfolgt werden, unsere Erörterung soll sich vielmehr auf die Wirkung der geforderten Zollreform auf Großbritannien beschränken. Als Joseph Chamberlain zuerst die Fahne des Schutzzolls erhob, war nur die Rede vom Schutze der Industrie gegen die angebliche Überflutung mit fremden Erzeugnissen, die dem britischen Arbeiter das Brot entzöge, während die Fremden britische Waren von ihrem Markte fernhielten. Ob die britische Industrie wirklich so schutzbedürftig ist, könnte füglich bezweifelt werden angesichts der großen Ausfuhr, die gerade seit Chamberlains Angstruf mächtig gestiegen ist, anstatt zurückzugehen. Großbritannien ist immer noch allen anderen Ländern in der Gütererzeugung überlegen und ein Ausschluß britischer Waren ist jedenfalls für das Deutsche Reich nicht nachzuweisen. Je wohlhabender Deutschland wird, um so mehr schwillt sein Verbrauch britischer Erzeugnisse an. Als Entgelt führt es natürlich deutsche Waren nach Großbritannien aus; denn umsonst gibt auch der Brite nichts her und im Grunde ist aller Handel doch nur Gütertausch, um nicht zu sagen Tauschhandel. Als unmittelbarer Kunde Großbritanniens steht Deutschland an zweiter Stelle, übertroffen nur von Indien; bei Berücksichtigung der über die Niederlande und Belgien kommenden Einfuhr läßt es aber auch Indien hinter sich.

Nun, die Frage, ob die britische Industrie schutzbedürftig ist, haben die Briten allein zu entscheiden. Damals hatte Chamberlain sich ausdrücklich gegen die Absicht verwahrt, Zölle auch auf Lebensmittel zu legen, ohne deren Masseneinfuhr das britische Volk verhungern müßte. Nicht weniger als fünf Sechstel aller Lebensmittel müssen von außen kommen. Aus diesem Grunde erklärt sich auch die Sorge, die den Briten befällt bei dem bloßen Gedanken, eine andere Macht könnte zur See mächtig genug sein, die regelmäßige Zufuhr abzuschneiden, oder auch nur auf kurze Zeit zu stören.

Wenn ein Zweig der britischen Wirtschaft schutzbedürftig ist, so ist es der Landbau, der schon lange seine Aufgabe nicht mehr erfüllt und stetig zurückgeht. Während in den 70er Jahren noch 3190000 Acker ($2\frac{1}{2}$ Acker = 1 Hektar) mit Weizen bebaut wurden, waren es 1908 nur noch 1663000, also nur wenig mehr als die Hälfte und ein ähnlicher Rückgang zeigt sich in allen anderen Zweigen; nur bei Hafer beträgt er bloß 1000 Acker. Der Viehstand weist zwar im letzten Menschenalter eine Vermehrung auf, aber die Vermehrung hat nicht Schritt gehalten mit dem Wachstum der Bevölkerung. Statt 9995000 Stück Rindvieh im Jahre 1876 zählte man 1908 11738000, 17,4 v. H. mehr, während

die Menschenzahl in der gleichen Zeit von 33 auf 45 Millionen, 40 v. H. mehr gestiegen ist, so daß also selbst hier von einem Fortschritte keine Rede sein kann. Noch geringer ist die Zunahme bei Pferden und Schweinen und bei Schafen ist überhaupt keine Zunahme, sondern eine Abnahme festzustellen.

Ganz besonders springt die geringe Leistung der britischen Landwirtschaft ins Auge bei einem Vergleich mit der deutschen, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die Oberfläche des Vereinigten Königreichs 58 v. H. des Deutschen Reiches beträgt, seine Bevölkerung 70 v. H. Aber die deutsche Brotfornerzeugung ist zehnmal so groß wie die britische, an Pferden hat Deutschland mehr als das Doppelte, an Rindvieh beinahe das Doppelte, an Schweinen das Fünfeinhalbfache. Einzig an Schafen hat Großbritannien 4,7mal so viel wie Deutschland und das ist ein Vorzug, um den man es nicht zu beneiden braucht. Denn gerade die große Zahl der Schafe wirft ein trübes Licht auf die Verhältnisse. Es ist traurig, zu sehen, wie der beste Weizenboden nur noch als Weideland benutzt und von Distelgestrüpp überwuchert wird. Wo wogendes Korn in Üppigkeit stehen und Tausenden von Händen Arbeit geben sollte, da wandeln nicht bloß Kühe, sondern auch Schafe. Daß da des Bodens Ertragsfähigkeit nicht genügend ausgenutzt wird zum Wohle des Ganzen, ergibt sich von selbst.

Nach dem neuerdings aufgestellten Programm der Schutzzöllner sollen nun Zölle auch auf Lebensmittel gelegt werden, um die Landwirtschaft, vor allem den Anbau von Brotfrucht wieder lohnend zu machen. Es ist das eine Frage, die lediglich Großbritannien angeht, sie wird aber mit der Frage eines engeren Zusammenschlusses der einzelnen Teile des britischen Weltreiches verknüpft und um die großen Kolonien für ein allbritisches Wirtschaftssystem zu gewinnen, wird vorgeschlagen, die koloniale Einfuhr zollfrei zu lassen oder ihr wenigstens Vorzugzölle einzuräumen. Mit dem in Aussicht genommenen geringen Zollsätze für den kolonialen Weizen dürfte jedoch dem britischen Landwirte wenig gedient sein. Das bedeutete nur den Ausschluß des russischen und argentinischen Weizens — die Vereinigten Staaten werden bald aufhören, Weizen und auch Fleisch auszuführen, da sie ihren ganzen Ertrag selbst brauchen — und ein tatsächliches Monopol des kanadischen. Für den britischen Landwirt ist es am Ende gleichgültig, ob die argentinische oder die kanadische Einfuhr ihm die Preise drückt. Wenn der Zoll für ihn einen Wert haben soll, muß er entweder unterschiedslos alle Einfuhr treffen oder wenigstens hoch genug sein, um den Wettbewerb der Kolonien unschädlich zu machen.

Angenommen nun, der eingeführte Schutz Zoll erfüllte diese Bedingungen, würde er auch die erhoffte Wirkung haben? Gewiß würde der Weizenpreis und als seine natürliche Folge auch der Brotpreis um den Betrag des Zollsatzes steigen, wie die Freihändler nicht unterlassen zu bemerken. Mit Vorliebe werden daher Gegenüberstellungen der Weizenpreise in London und Berlin ins Gesecht geführt, die tatsächlich mit geringen Schwankungen einen Unterschied von der Höhe des deutschen Zollsatzes aufweisen. Dem britischen Ackerbauer jedoch würde

nur ein geringer Teil des Preisunterschiedes zufallen und der würde wettgemacht durch die Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse. Der Hauptnutzen würde nur den Grundherren in die Tasche fließen, die zweifellos die Gelegenheit benutzen würden, die Pächten, die in der Zeit des Freihandels gesunken sind, soweit wie möglich wieder auf die frühere Höhe zu bringen. Der landlose Landarbeiter dagegen würde um nichts gebessert sein und sich wahrscheinlich wieder in der Lage befinden, die er in der Zeit der hohen Schutzzölle in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts genügend ausgekostet hat. Noch heute sind die hungrigen Vierziger sprichwörtlich.

Durch die Steigerung der Grundrente zugunsten der Großgrundbesitzer ließe sich der Schutzzoll nicht rechtfertigen. Doch mehr als das ist kaum zu erwarten, solange nicht das herrschende Landsystem in seinen wesentlichen Zügen geändert ist. Der Bauer ist immer das Stiefkind des britischen Staates gewesen. Schon am Ausgang des Mittelalters wurde das Bauernlegen im großen betrieben, um Weideflächen für die Wolle abwerfende Schafzucht zu gewinnen, so daß Thomas Morus mit Recht sagen konnte, die von Natur sanften Schafe verschlängen die Menschen. An stattlichen Landsitzen mit den berühmten englischen Parks ist kein Mangel, aber der freie Bauer, der auf dem eigenen, ererbten Landgute sitzt, der Yeoman, der uns bei Chaucer und in den Balladen von Robin Hood entgegentritt, der bei Crecy und Agincourt den Kern des englischen Heeres bildete, ist kaum noch vorhanden. Er ist im Laufe der Jahrhunderte zermüht und sein Land ist vom Großgrundbesitz aufgesogen worden. An seiner Stelle gibt es nur noch Pächter und Tagelöhner, und auch deren Zahl wird stetig geringer. Denn was sollen die Landarbeiter noch länger auf einem Boden, an dem sie keinen Anteil haben, der ihnen gegen kargen Lohn und schwere, nicht einmal gesicherte Arbeit nichts zu bieten vermag?

Nur wenigen erst ist die furchtbare Gefahr zum Bewußtsein gekommen, die dem britischen Volkskörper aus dieser Entfremdung von der Erde droht. Der beste, gesündeste Teil des Volkes geht durch Auswanderung verloren. 1907 belief sich die Zahl der Auswanderer auf 395 000, 1908, wo die deutsche Auswanderung auf weniger als 20 000 fiel, gingen noch 263 000 hinaus. Die Schwächlinge bleiben natürlich zurück und drücken den Stand der Volksgeundheit herab.

Nun ist es gar nicht zu bezweifeln, daß das Rückgrat eines Volkes in seiner Landbevölkerung liegt. Aus der Berührung mit der Erde muß es wie Antaios in der griechischen Sage immer wieder neue Kraft schöpfen, und ein Volk, das den Zusammenhang mit der Erde verliert, ist dem Untergang verfallen. In Großbritannien steht die Landwirtschaft zwar technisch auf hoher Stufe, wo sie eingehend betrieben wird. Ein reicher Ertrag wird aus dem Boden geholt und in der Viehzucht ist in England noch viel zu lernen. Aber der Fehler ist, daß bloß ein kleiner Teil des Bodens wirklich genutzt wird und deshalb nur ein geringer Teil, nur ein Sechstel des Bedarfs, im Lande erzeugt wird. Nun ist jedoch

die Landbevölkerung bereits so zurückgegangen, daß mit den noch vorhandenen Arbeitskräften eine eingehende Bewirtschaftung alles anbaufähigen Bodens trotz aller arbeitsparenden Maschinen nicht möglich ist, und im Handumdrehen, durch ein Gesetz, läßt sich die Landbevölkerung nicht vergrößern. Ihre natürliche Vermehrung wäre ja stark genug, um in einem Menschenalter genügend Arbeitskräfte zu liefern. Wenn aber die Dinge weiter so bleiben wie bisher, geht dieser natürliche Zuwachs durch Auswanderung und Abwanderung in die Städte wieder verloren, noch ehe er dem Lande nutzbar werden kann. Die Einführung der Schutzzölle würde wahrscheinlich die Entblößung des Landes noch beschleunigen. Denn der Ruf nach Schutzzöllen erschallt am lautesten aus den Kreisen der Industrie und an einen Schutz der Landwirtschaft ohne gleichzeitigen Schutz der Industrie ist nicht zu denken — eher wäre das Umgekehrte möglich. Gesezt nun, die Schutzzölle seien eingeführt, dann wird die blühende Industrie, die bereits den größten Teil der Bevölkerung in ihre Arme gezogen hat, noch mehr Arbeitskräfte beanspruchen und die Landbevölkerung auffaugen, bis das Land so öde ist, wie gewisse Teile der schottischen Hochlande.

Weise ist es gewiß nicht, die schon so weit vorgeschrittene Industrialisierung Englands auf Kosten der Landwirtschaft noch zu fördern. Der heimische Markt, so aufnahmefähig er auch ist, vermag die anwachsenden Erzeugnisse der Industrie nicht alle aufzunehmen und Schutzzölle in einem für die Ausfuhr arbeitenden Lande können die Einfuhr nicht ausschließen, wie das Beispiel Deutschlands und der Vereinigten Staaten zeigt, weil eben die Ausfuhr durch Einfuhr bezahlt werden muß. Nun ist der Welthandel und mit ihm die davon abhängige Ausfuhrindustrie großen Schwankungen unterworfen. Ein Fehlschlagen der Ernte in anderen Ländern verringert die Kaufkraft und benachteiligt daher auch in entsprechendem Maße die Ausfuhrindustrie. Wenn das Fehlschlagen gar industrielle Rohstoffe wie Baumwolle betrifft, kann ein ganzer Industriezweig lahm gelegt werden, wie es der Fall war während des amerikanischen Sezessionskrieges, als den Baumwollspinnereien von Lancashire der Rohstoff abgeschnitten war. Je einseitiger also ein Volk sich auf die Ausfuhrindustrie verlegt, um so mehr wird es von den Schwankungen des Welthandels abhängig, um so schwerer wird es von der auswärtigen wirtschaftlichen und politischen Lage berührt, über die es keine Gewalt hat, deren Veränderungen es oft nicht einmal vorhersehen kann. Die Landwirtschaft hat zwar auch mit guten und schlechten Jahren zu rechnen; aber der neuere Betrieb auf wissenschaftlicher Grundlage verbürgt doch eine gewisse Stetigkeit im Ertrage und der Absatz ist sicher. Die Landwirtschaft ist das älteste und wichtigste aller Gewerbe und wehe dem Volke, das sie vernachlässigt.

Ist nun eine gesunde Landwirtschaft schon nötig, um die Volkswirtschaft vor gefährlicher Einseitigkeit zu bewahren, in kriegerischen Zeiten könnte ihr Versagen von vernichtender Wirkung sein. Die Nervosität, mit der das englische Volk darauf bedacht ist, sich die Seeherrschaft zu sichern, geht aus dem Bewußtsein hervor, daß nur die Flotte das Land vor schneller Ausshungerung bewahren

kann. Wenn es einem Feinde gelänge, die britische Flotte zu vernichten und die Lebensmittelzufuhr zu unterbinden, müßte Großbritannien sich den Frieden diktieren lassen. Der Feind brauchte sich nicht die Mühe einer Truppenlandung zu geben; denn in zwei oder drei Monaten wäre der letzte Sack Mehl verbraucht und die Invasion des Hungers könnte auch die beste Territorialarmee nicht abwehren. Wahrscheinlich würde bei den geringen Beständen an Lebensmitteln schon die bloße Kriegserklärung eine solche Preissteigerung herbeiführen, daß ein allgemeiner Notstand einträte.

Dieser Gefahr sucht man durch immer größere Aufwendungen für die Flottenrüstung zu begegnen. Viel besser jedoch wäre es, anstatt durch den Bau von *Überdreadnoughts* andere Völker ebenfalls zu größeren Rüstungen zu nötigen, das Augenmerk darauf zu richten, wie die Lebensmittelerzeugung im Lande selbst gehoben werden kann. Den ganzen Bedarf selbst zu decken, daran ist freilich nicht zu denken. Großbritannien hat eine dichtere Bevölkerung als Deutschland und große Teile der britischen Insel eignen sich nicht für Getreidebau. Wohl aber ist es möglich soviel zu erzielen, daß die Gefahr einer schnellen Auszehrung gebannt ist, und durch die so gewonnene Sicherheit würde die Nervosität schwinden, die sich aller Kreise bemächtigt hat und die ruhige Beurteilung der internationalen Verhältnisse hindert.

Die Lage der Landwirtschaft und der Landbevölkerung ist die Achillesferse des britischen Staates. Mit Stolz vergleichen die Briten ihr Reich mit dem römischen Reich. Die Weiterführung des Vergleiches zeigt, daß Großbritannien auch wirtschaftlich den Wegen Italiens folgt, das den Getreidebau vernachlässigte, seinen gesunden Bauernstand verfallen ließ, die Latifundienwirtschaft durchführte und für sein Brot von den Kolonien abhängig wurde.

Wenn nicht bald Maßregeln getroffen werden, die eine Wiederherstellung des Bauernstandes verbürgen, ist Großbritannien dem Niedergang verfallen. Noch ist Großbritannien der Kern des Reiches, der Hauptteilhaber der Weltfirma *John Bull u. Söhne*, noch überragt es mit seinen fünfundvierzig Millionen bei weitem die elf Millionen seiner Söhne in den Kolonien. Aber die Kolonien sind schon jetzt in keiner Weise mehr vom Mutterlande abhängig, sondern politisch wie wirtschaftlich selbständig. Sie denken nicht daran, ihrer Industrie zugunsten des Mutterlandes irgendwelche Beschränkungen aufzulegen. Wenn dieses seine Landwirtschaft nicht wieder zur Blüte bringt, sondern sich auf die Korneinfuhr aus den Kolonien verläßt, dann wird das bisherige Verhältnis sich schnell ändern. Zwar hat Kanada jetzt erst sieben Millionen Einwohner; aber seine Entwicklung hat neuerdings große Fortschritte gemacht. Auch die Vereinigten Staaten hatten vor hundert Jahren nur eine Bevölkerung von sieben Millionen.

Großbritannien steht am Scheidewege. Wenn manche Politiker wähnen, den Niedergang abwenden zu können durch gewaltsame Vernichtung des deutschen Handels und Lahmlegung des deutschen Wettbewerbs, so beweisen sie dadurch nur eine verderbliche Kurzsichtigkeit. Selbst wenn es der britischen Politik

gelänge, das Deutsche Reich zu zerschlagen, für Großbritannien würde sich daraus keine neue Kraft, sondern ein Grund zum Beharren beim Alten und als Folge nur eine Beschleunigung des Verfalles ergeben. Die Größe eines Volkes beruht nicht auf der Kleinheit und Schwäche seiner Nachbarn, sondern auf seinem inneren Werte. Nur zu richtig ist, was der Kaiser in Hamburg vom Gebrauch der Peitsche beim Wettrennen sagte.

Die Gefahr, die dem britischen Volke droht, liegt in seinen inneren Verhältnissen, nicht in dem Vorwärtstreben seiner Nachbarn. Noch ist es Zeit, ihr zu begegnen und dem britischen Volkskörper die schwindende Gesundheit wiederzugeben. Ob aber das System der Parteiregierung die Fähigkeit hat, die Schäden nicht bloß zu erkennen, sondern auch zu heilen, das ist eine Frage, die nur ein Optimist bejahen kann.



Aus dem Reiche der modernen Musik

Von Dr. Hermann Seeliger-Landeshut



In der Breslauer Stadtbibliothek befindet sich eine interessante Sammlung von Musikprogrammen aus den Jahren 1800 bis 1850, die, wenn sie auch nicht ganz vollständig sein mag, gleichwohl ein ziemlich getreues Bild des Konzertlebens nicht bloß Breslaus, sondern der Zeit überhaupt vor uns entrollt. Es liegt nicht in der Absicht der folgenden Darstellung, auf diese alten Programme einzugehen; nur auf eine bemerkenswerte Tatsache mag hingewiesen werden: auf die Seltenheit einer Kunstübung, mit der wir heutzutage geradezu übersättigt werden. Sind wir also musikalischer geworden als jene frühere Generation, der das Konzert eines namhaften Künstlers ein Ereignis von gewisser lokaler Bedeutung war? Ohne Zweifel trägt die moderne Kultur, in deren Werden wir mitten inne stehen, einstweilen noch einen vorwiegend künstlerischen Charakter, wie am deutlichsten die stark dichterisch gefärbte Weltanschauungslehre eines Nietzsche beweist. Die zentrale Stellung einer Kunst, die, losgelöst von allem Begrifflichen unmittelbar zu unserem Empfinden spricht, deutlicher als es je durch einen Begriff geschehen könnte, erklärt sich daher ohne weiteres, desgleichen die notwendige Folge, die gesteigerte Aufnahmefähigkeit, die fortschreitende Erziehung zum Hören. Wir kennen den großen Kampf, der um Wagners Musik in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entbrannte; heut wehren sich nur noch vereinzelte Eigenbrödlar gegen diese neue Kunst, die längst Gegenwartsmusik geworden ist. Und so haben noch kühnere Neuerer wie Richard Strauß und Max